

VERONIKA
FISCHER
WOHER WOHN
ERINNERUNGEN

Mit Bildteil ausgestattet

neues leben

Veronika Fischer, geboren im thüringischen Wölfis, studierte Gesang an der Musikhochschule Carl Maria von Weber Dresden und trat mit verschiedenen Rockbands wie z. B. Panta Rhei auf, bis sie 1974 Veronika Fischer & Band gründete. Mit millionenfach verkauften Tonträgern avancierte sie bald zur erfolgreichsten Interpretin der DDR. 1981 folgte sie ihrem ungarischen Ehemann und ihrem Kind nach Westberlin. Sie wagte einen Neubeginn, fand neue Wege und veröffentlichte sechs erfolgreiche Platten. Nach der Maueröffnung empfing ihr altes Publikum sie mit offenen Armen. Mit weiteren ausdrucksvollen Alben gelang ihr eine gesamtdeutsche Karriere. Im Zuge der Veröffentlichung ihres mittlerweile 22. Albums *Woher Wohin* hat sie ihre Autobiografie um ein aktuelles Kapitel ergänzt.

Manfred Maurenbrecher ist Liedermacher und Autor. Er veröffentlichte zahlreiche eigene CDs und schrieb Liedtexte u. a. für Katja Ebstein, Herman van Veen und Veronika Fischer. Neben Radiofeatures verfasste er Drehbücher, Romane und Kurzgeschichten.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch
auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht
werden.

ISBN 978-3-355-01871-5

korrigierte, ergänzte Auflage 2018
© Verlag Neues Leben, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag, unter Verwendung eines
Motivs von Felix Weber

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

GEWIDMET MEINEM SOHN BENJAMIN,
MEINEN ENKELINNEN FIONA UND DIANA
UND MEINEM FREUND MARIO

INHALT

Teil I | ANFÄNGE

Ein Klavier ersäuft im Probenraum oder Sänger sollten einen Schal tragen	13
Dreißig Wartburgs auf dem Weg nach Jerewan	22
Auf zu den Sternen	27
László	28
Panta Rhei oder die Stimmbildung	33
Neue Horizonte	39
Die erste eigene Band	46
»Organisieren« ist alles	57
Ein Karton voll mit Erinnerungen	63
Pinkelpause im Böhmischem Wald	74
Die Welt der Kindheit	88
»... dass ich eine Schneeflocke wär«, sommers wie winters, und meine »Liebe« zu Festivals	114
Krise und Veränderung	125

Teil II | MEHR LEBEN

Die erste Tournee im Westen	141
Meine dunkelste musikalische Reise	151
Im Visier der Stasi und auf zu neuen alten Ufern	164
»Zeit für ein Kind«	169
Vertrauensbruch und Zeitenwende	177
Leben zwischen den Systemen, zwischen den »Welten«	183

Teil III | NEUES LEBEN

Neubeginn im Westen	202
»Wenn du hier keinen Schlager machst ...«	209
»Wes Brot ich ess, des Lied ich sing«	220
Neues Lied, neues Glück	225
Sehnsucht nach Wärme und ein Auftritt im Knast	231
Der »Fall Pankow«	239
Jahre auf der Insel oder meine neue Emanzipation als Musikerin	243

Teil IV | ZEITENWENDE

Der Mauerfall	257
Weihnachten wieder daheim	262
Neue Zeiten	265
Neues Spiel und das Lügenlied vom Glück ...	276
Meine Mutter	286
Der Boden schwankt	292
Zeit der Abschiede	300
Das neue Jahrtausend	310
Die Dinge ändern sich	318
Unterwegs zu mir	327
Epilog	333
Danksagungen	365
Quellen	366

Teil I

ANFÄNGE

Verratene Träume, kalte Zeiten.

Frau in der Fremde, fremd noch im Schlaf

JÖRG FAUSER

Der Blick aus dem Küchenfenster auf die Brandmauer gegenüber und den schmalen Innenhof ist immer noch ungewohnt. Auch die türkischen Sprachfetzen, die manchmal hochschallen, die Temperamentsausbrüche der fremden Nachbarn. Die Wohnung ist klein, wenig Licht.

Ein junges Paar mit Kind lebt hier.

Gewöhnlich treibt es den Ehemann immer schon früh aus dem Haus, um in der fremden Umgebung neue Kontakte zu knüpfen und geschäftlich Fuß zu fassen. Die ungarische Schwiegermutter, die im gleichen Haus wohnt, spricht kein Deutsch und lässt sich nur manchmal blicken.

Wie jeden Mittag gehen die junge Mutter und ihr Sohn nach dem Essen zum Humboldthain – sie nennen ihn Rosenpark. Weil sie neuerdings im Wedding wohnen, ist es ihr wichtig geworden, dass sie den anderthalbjährigen Benjamin viel an die frische Luft bringt – wie das eine gute Mutter so tut. Und diese junge Mutter fühlt sich in ihrer Rolle noch ungeübt. Aber Benjamin bekommt, was er braucht, um gesund aufzuwachsen.

Die Dreißigjährige schiebt jetzt den Kinderwagen mit einer inneren Selbstverständlichkeit zum Park, trotz ihrer Zerrissenheit. Sie fühlt sich heute wieder mal wie in Trance. Benjamin bemerkt davon nichts, er möchte einfach nur spielen. Manchmal wünscht sie, sie könnte all dem Neuen hier auch so begegnen, wie in einem Spiel. Denn alles ist neu für sie: ihre Mutterrolle, die Zurückgezogenheit und diese völlig andere Umgebung – die Realität eines Lebens in Westberlin. Sie muss das alles nämlich erst einmal zulassen. Das hier soll jetzt ihr Zuhause sein.

Seit sie hier lebt, hat sie eigentlich vor allem mit ihrem Mann, der Ungar ist, und der Schwiegermutter engeren Umgang. Die Gespräche mit anderen Frauen hier – Müttern, Hausfrauen zumeist – unterscheiden sich sehr von den Kontakten zu Gleichaltrigen, zu Künstlerinnen und Kollegen, wie es sie in der Halbstadt nebenan so selbstverständlich gegeben hatte. Sie zeigen ihr nur, wie anders sie ist. Und was sie anderes schon erlebt und verloren hat ...

Während sie so im Park spazieren geht, denkt sie an die

Veränderungen, die ihr in dem neuen Leben bevorstehen. Und während sie Benjamin von einem hohen Stein springen lässt – »Mami, noch mal, bitte, noch mal!« –, fragt sie sich, wie das wohl sein wird, welche Rollen, privat und beruflich, als Frau und Künstlerin ihr hier noch möglich sein werden. Eine neue Sprache umgibt sie. Wir sprechen alle deutsch, und trotzdem verstehen wir uns nicht, so erlebt sie es. Was ganz selbstverständlich war, darauf kann sie sich nicht mehr verlassen. Wohin geht eine Künstlerin, in deren Kunst die eigene Muttersprache einen ganz selbstverständlichen Anteil hat? In dieser Landeshälfte, die so offensichtlich angloamerikanisch geprägt ist – wirkt die deutsche Sprache im Gesang da nicht eher störend? Und wird sie Mitstreiter finden, die ihr dabei helfen können, ihre Empfindungen in eine neue, hier passende Sprache zu übersetzen? Werden sich diese Empfindungen vielleicht selber verändern, und zwar so, dass sie sich das Neue auch selbst erst übersetzen muss? Und werden die Zuhörer ihr jemals noch so gefühlsmäßig folgen können, dass nicht alles immer auch erklärt werden muss? Werden sie zum Beispiel jemals an den richtigen Stellen lachen? An denen damals gelacht wurde?

Benjamin ist jetzt müde. Die junge Frau setzt den Jungen wieder in den Kinderwagen und deckt ihn zu. Sie will noch ein bisschen durchs Viertel, eine Runde drehen, eh sie nach Hause geht. Die gleichen abgewohnten Gründerzeithäuser, Mietskasernen der Kaiserzeit, enge Höfe wie ein paar Kilometer weiter auf dem Prenzlauer Berg. Wo sie noch vor kurzer Zeit mit ihrer Band geprobt hat. Die gleiche Stadt, das gleiche Wetter – aber zwei Welten. Wie dunkel es nachts auf der anderen Mauerseite immer war, ist ihr erst bewusst geworden, als sie die blinkenden Lichter am Ku'damm nicht mehr loswurde. Und wie seltsam ratlos ihr Vermieter sie angeschaut hat, als sie sich über den Telefonanschluss in der Wohnung freute – fast unerreichbar in der anderen Halbstadt. Selbst sie als bekannte Sängerin hatte dort bis zuletzt kein eigenes Telefon. Ihr Mann musste für seine Geschäftstelefonate auf die Post, in die Zelle und wählen, in der

Schlange warten oder andere Benutzer abwehren, hoffend, dass es bald klingelte und er zurückgerufen wurde.

Hier im Westen würden viele das komisch finden. Und gerade haut jemand in einem der Telefonhäuschen, die hier im Freien herumstehen, mit dem Hörer gegen die Halterung. Irgendwas funktioniert wohl nicht. Das findet sie wieder komisch. An vielem hier gibt es Überfluss, aber Geduld ist Mangelware. Sie muss lachen. Benjamin lacht auch, ihm gefällt das wütende Männchen.

Zeit ist Mangelware, Zeit ist Geld. Und während die junge Frau jetzt den Rückweg einschlägt, ihr Kind zufrieden die Augen schließt im Rhythmus der vier Räder auf dem Huckelpflaster, fängt die Erinnerung an zu wandern, landet im Probenkeller der Band in der Anfangszeit, Ostberlin 1974.

.....

EIN KLAVIER ERSÄUFT IM PROBENRAUM ODER SÄNGER SOLLTEN EINEN SCHAL TRAGEN

Franky kommt zu spät. Wir warten jetzt schon eine halbe Stunde, Klatsch und Tratsch sind längst ausgetauscht, wir wollen loslegen. Aber ohne Franky und sein Schlagzeug ist das schwer möglich. Türenknarren. Franky kommt. »Es regnet draußen«, sagt er, als ob das etwas erklären würde. »Neblig ist es auch«, schiebt er hinterher. Franz gähnt, ich grinse vor mich hin. Natürlich sind wir gespannt, was er sich diesmal einfallen lassen wird – denn Franky kommt eigentlich immer zu spät. »Es war neblig ...«, sagt er und lässt eine unverschämt lange Pause folgen, bis er den Satz ganz ernst zu Ende bringt: » ... sooo neblig, dass ich den Eingang zur U-Bahn nicht gefunden hab. Ehrlich.«

Keiner von uns konnte ihm lange böse sein. Wir, das waren damals, im Frühjahr 1974, Franz Bartzsch, der Gitarrist Örbse (Peter Schlesinger), der Bassist Ecke (Eckard Kremer), Franky (Frank Hille) und ich. Franky war wie ich

kurz zuvor bei Panta Rhei ausgestiegen, Franz bei Lift. Dort bedauerte man seinen Abgang, denn Franz war einer der Besten, nicht nur am Keyboard. Wir hatten eine eigene Band gegründet und trafen uns nun regelmäßig in der Schliemannstraße in Berlin-Prenzlauer Berg, um zu proben. In einer feuchten Einraumwohnung, der Fußboden ein Trümmerfeld, aber wenigstens stand ein Klavier drin, das gab dem Ganzen den Anschein eines richtigen Probenraums. Die Kosten waren niedrig, man konnte damals im Ostteil der Stadt mit sehr wenig Geld über die Runden kommen. Trotzdem hatte Franz sein Keyboard verkaufen müssen, um die täglichen Kosten abzusichern. Wir waren arm – aber beseelt von unserem Vorhaben und stürzten uns voller Elan in die Arbeit. Zum Glück wohnte Ecke mit seiner Frau und dem gerade geborenen Kind schräg gegenüber, auch in einer Einraumwohnung; Franz lief zwischendurch immer mal wieder rüber, um etwas zu kochen, damit wir nicht völlig vom Fleisch fielen.

Wir hatten jede Menge Ideen, die Einfälle kamen schnell und leicht, wir experimentierten herum, komponierten und probten. Auch ich schrieb kleine Stücke, »Als ich noch ein Kind war« zum Beispiel, ganz hübsche Sachen, bei denen Franz mich sehr unterstützte. Er sprühte damals nur so vor Ideen. Zu manchen Songs inspirierte uns sogar unser unfreundlicher Probenraum.

»Klavier im Fluss« entstand, weil unser Klimperkasten wegen der ständigen Feuchtigkeit so bescheiden klang. Inge Branoner schrieb den Text dazu:

*Ein Klavier ersäuft,
das find' ich einfach teuflisch.
Oder war das gute Stück
wirklich nicht mehr verkäuflich?
Ach, welch harter Schluss,
schwimmt da ein Klavier im Fluss,
und es schien mir
sehr verstimmt.*

Örbse hatte das Intro dazu entwickelt, in dem ein Beatles-Song rückwärtsläuft. Jeder hatte seinen Teil zu unserem Repertoire beigetragen, aber der Hauptideengeber war Franz. Ich war seine Muse – und natürlich die Stimme. Anfangs hatten wir uns Vronis Zunft nennen wollen. Zum Glück haben wir das gelassen ...

Ein halbes Jahr nach unseren ersten Sessions in der Schliemannstraße hatten wir genügend Lieder beisammen, um mit unserem eigenen Repertoire die Bühne zu erobern. Veronika Fischer & Band konnten loslegen!

Heute erscheint mir diese Zeit Anfang 1974 mit ihrer intensiven Konzentration auf das eigene Repertoire und den endlosen Proben als eigentlicher Beginn meines Berufslebens. Was so natürlich nicht stimmt. Tatsächlich hatte ich bis dahin schon jede Menge Erfahrungen mit anderen Musikern und verschiedenen Bands gesammelt. Eine wichtige Zeit, denn ich brauchte ein paar Jahre, um ein Gefühl für meinen eigenen Stil zu entwickeln.

Dass ich etwas mit Musik machen wollte, war mir allerdings schon früh klar gewesen. Bei uns zu Hause wurde viel gesungen und musiziert. Jede von uns Töchtern lernte ein Instrument, wir hatten sogar gemeinsam kleinere Auftritte in Thüringen, aber anders als für meine drei Schwestern war für mich Musik mehr als eine schöne Nebensache. Ich wollte Musik *leben*. Wenn man auf dem Land groß wird, ist das alles andere als einfach. Meine Mutter ließ manchmal durchblicken, dass ich mein Geld doch auch in der Fabrik verdienen könnte ... Das wollte ich auf keinen Fall. Ich wusste, dass ich aus meinem Heimatort weggehen musste, wenn sich mein Wunsch erfüllen sollte. Im September 1968, als ich den Sprung in die »weite Welt« wagte, war ich mit meinen knapp siebzehn Jahren noch sehr jung und unerfahren, unentschieden in vielem. Ich hatte mich an der Hochschule Carl Maria von Weber in Dresden beworben – mit einem Volkslied, einem Politsong und zwei Chansons.

Eine bunte musikalische Mischung. Begleitet habe ich mich bei der Aufnahmeprüfung selbst, auf der Gitarre. Als die Zusage kam, konnte ich mein Glück kaum fassen!

Meine Anfangszeit in Dresden war geprägt von der Unbeholfenheit, die einen erfassen kann, wenn man vom Land in die Großstadt kommt. Das ging schon gleich am ersten Tag los. Mein Vater hatte mich mit unserem Trabant nach Dresden gefahren und mich samt Koffer und Federbett beim Studentenwohnheim abgesetzt. Er fuhr gleich wieder los, der Rückweg nach Thüringen war weit. Dann stellte sich heraus, dass ich im verkehrten Wohnheim gelandet war – offenbar hatte die Hochschule die Adressen verwechselt.

Ich quetschte mich also mit meinen sperrigen Utensilien in die Straßenbahn, um einmal quer durch ganz Dresden nach Hellerau zu fahren. Da saß ich mit rotem Kopf, Koffer und Federbett zwischen den anderen Fahrgästen, wie unangenehm und peinlich! Das war nicht der Einstand, den ich mir für mein neues Leben ausgemalt hatte!

Für die nächsten zwei Jahre war das Studentenwohnheim in Hellerau meine neue Bleibe. Es lag auf einem schön bewaldeten Grundstück, die Studenten waren nach Geschlechtern getrennt in zwei verschiedenen Häusern untergebracht. Ich bewohnte ein Zimmer im hinteren Teil des Hauses, das ich mir mit drei Instrumentalistinnen teilte – zwei Pianistinnen und einer Cellistin. Im Zimmer befanden sich zwei Doppelstockbetten, zwei Kleiderschränke und ein kleiner Tisch mit vier Stühlen. Außerdem – das Wichtigste – ein kleiner Flügel. Der war ständig besetzt wegen der beiden Pianistinnen. Es war für mich kaum möglich, zum Üben an das Instrument zu kommen. Still war es nie.

Der Unterricht war schulisch organisiert. Neben Fächern, die wir gemeinsam hatten, gab es viel Einzelunterricht in den jeweiligen Hauptfächern der Studenten. In meinem Fall war das Gesang, Sprecherziehung und so weiter. Das Studium an der Hochschule war anspruchsvoll, wir wurden stark gefordert, weshalb ich mich anfangs wenig um das musikalische Nachtleben kümmerte.

Ich sang manchmal zur Gitarre im Studentenheim, und manchmal hörten mir andere dabei zu. Eines Tages fragte mich Uli Pexa, ein gleichaltriger Gitarrist, ob ich nicht zu einer Probe der Fred-Herfter-Combo mitkommen wolle, sie suchten dort eine Sängerin. Warum nicht? Ich bestand den Test und hätte sofort bei der Combo anfangen können, die bekannte Stücke coverte und in Tanzschuppen der Umgebung auftrat.

Einziges Haken: Um regelmäßig neben dem Studium auftreten zu dürfen, brauchte ich die Erlaubnis der Hochschule. Frau Collum, meine Gesangslehrerin, war besorgt. Zukünftige Sänger sollten ihre Stimmen keinesfalls falschen Techniken aussetzen und sie damit womöglich ruinieren. Frau Collum wollte mich eigentlich zur Oratoriensängerin ausbilden, weil ich eine tiefe Altstimme hatte, fast am Tenor, und solche Stimmen für Oratorien dringend gesucht wurden.

Ich gehörte zu einer Seminargruppe, in der Studenten zusammengefasst waren, die nicht direkt von einer Musikschule gekommen waren. Ein buntes Sammelsurium an Talenten – Musiker, Sänger des klassischen Fachs und vier, die sich in der Kategorie »Unterhaltung« ausbilden lassen wollten. Nachdem eine meiner Mitstudentinnen das Handtuch geworfen hatte, die anderen beiden waren Männer, war ich die einzige »Chanson und Musical«-Studentin des Jahrgangs. Fächer wie Musikgeschichte, Musiktheorie, Philosophie und Sprachen – Russisch, Englisch und Italienisch – hatte ich mit den Klassiksängern gemeinsam, ebenso Schauspielunterricht, Sport und Ballett. Manchmal wurde durch die Räume getanzt. Fechten lernten wir auch, die klassischen Sänger brauchten das für die Opernbühne. In anderen Hauptfächern wie Klavier und Sprecherziehung wurde man einzeln unterrichtet, aber das habe ich ja schon erwähnt. Mein Hauptfach war natürlich Gesang.

Nachdem Frau Collum sich mit den Dozenten der Hochschule beraten hatte, gab sie mir eines Tages die Erlaubnis, mich schon während der ersten Studienjahre mit einer Band auf den Bühnen der Umgebung live auszuprobieren.

Jetzt sang ich also an den Wochenenden auf Tanzbühnen in und um Dresden. Ausgerechnet der Montag war der Tag der anstrengenden Fächer: Musikgeschichte, Sprachen und Philosophie – in der DDR war das politisch-ideologischer Unterricht. Manchmal rettete ich mich nur mit Mühe über den Vormittag, so erschöpft war ich. Gott sei Dank gab es den »Frauenruheraum«, in den ich mich mittags kurz zurückziehen konnte. Die Pförtnerin wusste schon, dass es mir montagmittags regelmäßig schlechtging. Eine halbe Stunde die Nacht aufarbeiten, dann war ich wieder aufnahmefähig.

Am Ende des zweiten Jahres stand die Übergangsprüfung an, die – im jeweiligen Hauptfach – über den Wechsel von der Fachschule zur Hochschule entschied. Bei uns Sängern hieß das: Wer die Prüfung bestand, konnte zum Solisten ausgebildet werden. Wer nicht übernommen wurde, war »nur« als Chorsänger zugelassen, nach fünf Jahren war man mit dem Studium fertig.

Ich schaffte es, ich kam weiter. Außerdem war ich ja sowieso die Einzige im Fach der populären Musik in meinem Jahr.

Mit dem Beginn des dritten Studienjahrs zog ich von Hellerau in den Stadtteil Pieschen, in eine neue, nicht verwaltete Behausung. Weil die Stadtverwaltung Probleme hatte, alle Studenten unterzubringen, wurden uns ehemalige Obdachlosenunterkünfte zur Verfügung gestellt. Das war gewöhnungsbedürftig. Lauter Einraumwohnungen, Küche und ein Zimmer, ohne Bad natürlich, nur ein kleines Waschbecken in der Küche, mit Steinholzfußboden, sehr fußkalt. Nicht besonders vorteilhaft für Sänger, man hatte ständig Schnupfen im Winter. Wir heizten mit einem alten Herd in der Küche, das andere Zimmer hatte keinen Ofen. Man kann sich vorstellen, wie kalt es da war. Ich hatte eine Mitbewohnerin. Wir waren ständig unterwegs, entweder an der Hochschule im Unterricht oder sonstwo. Wer sollte sich um den Herd kümmern? Aber wir mussten keine Miete bezahlen, wenigstens etwas.

Ich bekam ein Stipendium in Höhe von 180 DDR-Mark, das reichte gerade so zum Leben. Davon kaufte man sich eine Straßenbahnkarte, aß ein paarmal in der Mensa und fuhr hin und wieder mit dem Zug nach Hause, dann war das Geld auch schon wieder weg. Für Klamotten blieb nichts übrig. Als ich Uli Pexa Jahrzehnte später in Hamburg wiedertraf und wir die alten Zeiten aufwärmten, meinte er: »Du hast immer einen grün karierten Rock getragen.« Ich war überrascht, dass er das behalten hatte. »Ja«, nickte ich, »das war einer von zweien.«

Kurz: Wir waren arme Studenten. Das Geld war schneller weg, als man glaubte. Aber wir vom »Unterhaltungszweig« konnten unser Auskommen wenigstens mit Muggen (den sogenannten musikalischen Gelegenheitsgeschäften) aufbessern – das war unser Ausdruck für Auftritte, für Gigs, wie man das im Westen nennt. Den rein klassisch orientierten Sängern war es dagegen unmöglich, Blues oder Rock zu spielen und sich damit etwas dazuzuverdienen, weil sie um ihre Perfektion fürchteten. In der Klassik sind die Formen des Zusammenspiels streng geregelt, Klassiker sind virtuos auf ihrem ganz speziellen Gebiet. Gute U-Musiker dagegen müssen genreübergreifend arbeiten können, sich flexibel auf neue musikalische Umgebungen einstellen und trotzdem ihre Virtuosität im Auge behalten, damit sie konkurrenzfähig bleiben.

Inzwischen sind die Grenzen zwischen E und U viel durchlässiger geworden, damals war es noch ein Entweder-oder, auch wenn die DDR-Musikhochschulen in meiner Studienzeit eine Annäherung zwischen Klassik und Moderne gestatteten. Es gab da keine Ressentiments, sondern viel gegenseitigen Respekt und Anerkennung, was die Leistungen der anderen Genres anging, egal ob es sich um Klassik, Jazz, Rock, Pop oder Chanson drehte. Kulturpolitisch eine spannende Zeit in der DDR. Cross-over war möglich!

Und noch eine kleine Randnotiz: In den letzten Jahren entdeckte ich erstaunt, wie viel vielseitiger die Musiker

aus beiden Sparten geworden sind. Nicht nur die technischen Leistungen, auch Auffassungsgabe und Sensibilität für unterschiedlichste musikalische Stile haben sich enorm gesteigert. Ein echter Fortschritt – auch wenn die jungen Musiker leider auf dem Markt oft genug unter Wert gehandelt werden ...

Mein Einstieg bei der Fred-Herfter-Combo brachte mir nicht nur regelmäßige Auftritte ein – sondern auch einen Wintermantel. Frau Collum hatte mich schon mehrmals aufgefordert, mich endlich wärmer anzuziehen, sie fand, dass jeder Sänger einen Schal tragen müsse. Ich besaß keinen Schal, zumindest keinen wärmenden. Vielleicht auch deshalb nicht, weil ich eitel war. Ich hatte nur ein kleines dunkelblaues Mäntelchen. Wahrscheinlich hätten meine Eltern mir einen warmen Anorak gekauft, wenn ich Alarm geschlagen hätte, aber der wäre sicher nicht schick gewesen. Die Auswahl an Garderobe in der DDR war ja nicht allzu groß.

Fred Herfter überredete mich zu einem »Fuchsmantel« aus dem Fundus seiner Frau, den ich ja mit Auftritten »abarbeiten« könne. Ich gehe davon aus, dass Frau Herfter den Mantel nicht mehr mochte. Plötzlich trug ich also gefärbtes Kaninchen als Fuchs, es sah spießig aus, aber wärmte. Ich habe das gute Stück nicht lange gebraucht. Bei Panta Rhei konnte ich mich verbessern, mit einem Lamm.

Die Nächte mit umherziehenden Musikern können lang und kalt sein.

Die Auftritte mit der Combo fielen mir nicht schwer. Aber sie begeisterten mich auch nicht. Ich sang Standards. Drei Songs, dann eine Tanzpause, wieder drei Songs, nächtelang. Fred Herfter sah aus wie ein typischer Bandleader, riesige Koteletten und das klassische Benehmen des süffisanten vierzig-, fünfzigjährigen Tanzbegleiters. Er kam uns uralt vor. Wir wollten uns eigentlich grundsätzlich fernhalten von solchen älteren Herren. Damit meine ich

die Mädchen meiner Generation. Unterwegs mit Herfter dachte ich manchmal schon, ich müsse aus dem Auto springen. Nicht ganz einfach, wenn man mit eingestaubten Musikern arbeitet. Gemein – aber so hart dachte ich. Man wollte sich von den Spießern unterscheiden. Ich entwickelte mich zum »Hippie«.

»Nicht meine Welt« – so empfand ich es.

Damals lernte ich auch, dass es ein Riesenunterschied ist, ob ich im Zimmerchen am Klavier singe oder auf der Bühne. Die technische Ausstattung war mager, wir hatten ein Paar Boxen, durch die ich mich kaum hörte, keine guten Monitore. Dann fängt man an, sich zu überschreien, und verliert die Kontrolle, gibt zu viel und kann sich dadurch schaden – Frau Collum holte mich in der Woche danach regelmäßig wieder zurück und mühte sich mit mir um die klassische Technik, die mit der Tanzmusik, die ich machte, nicht zu vereinen war. Ich war verwirrt.

Und natürlich gab es Erlebnisse mit Menschen vor und hinter den Bühnen, mit Nachtschwärmern. Ein Pulk ungarischer Jugendlicher tauchte hier und da auf. Sie waren auf »Mädchenjagd« am Wochenende, und einmal brachte mir in einem verrauchten Tanz-Kulturhaus ein Kellner in einer Pause ein Glas Schnaps, und einer der Jungs winkte zu mir rüber, kam dann näher. »Möchte kennenlernen«, stotterte er mit rollendem R. Er gefiel mir, aber ich blieb zurückhaltend. Denn natürlich kannte ich auch die ablehnende Haltung meiner Eltern zu Ausländern überhaupt und besonders zu gleichaltrigen ausländischen Jungs.

Natürlich konnte ich nicht ahnen, dass dieser sportliche, wilde Typ, den ich da abwimmelte, einmal mein engster Freund und Ehemann werden würde – László.

Ein halbes Jahr später sahen wir uns wieder.

DREISSIG WARTBURGS AUF DEM WEG NACH JEREWAN

Kurz vor dem Ende meiner Fred-Herfter-Zeit unternahm ich mit der ganzen Combo eine wunderbare Reise quer durch Osteuropa und die Sowjetunion bis nach Jerewan. Die DEFA hatte uns engagiert, um für die musikalische Untermalung von zwei Filmen zu sorgen, die auf der Fahrt gedreht werden sollten: eine Reisedokumentation über die schönsten Städte am Schwarzen Meer und ein Werbefilm über »Präsent 20«.

Die DDR und die DEFA wollten mit diesem Vorhaben gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Im VEB Textilkombinat Cottbus war nämlich ein Stoff entwickelt worden, der nun als Weltspitzenerzeugnis angepriesen und gefeiert wurde. Herstellungstechnik und Ergebnis galten als einmalig: Rundstrick aus 100 Prozent Polyester. Diese Neuheit sollte in Filmform zum zwanzigsten Jahrestag der DDR präsentiert werden – deshalb der Name »Präsent 20«. Gitta Nickel führte Regie. Die Idee war, dass junge Menschen verschiedener Berufszweige die neue Kollektion vorstellen würden, also keine Models, sondern ganz normale Leute von nebenan.

Dass ich nicht nur singen, sondern auch Mode vorführen sollte, wusste ich zu Beginn unserer Reise allerdings nicht. Ich wusste nur, dass wir unterwegs, vor allem in den Hotels, in denen wir übernachteten, unser Land bei den sozialistischen Bruderstaaten musikalisch repräsentieren sollten. Das war alles. Es wartete eine Zeit ohne viel Verantwortung und Verpflichtung auf mich – nur leben und schauen, was die Welt so bietet.

Es war Juni, herrliches Wetter, was konnte es Schöneres geben, als für drei, vier Wochen zu verreisen? Ich bekam eine genehmigte Studienpause, die Semesterferien standen ja schon vor der Tür, packte mein bescheidenes Gepäck plus Gitarre zusammen und fuhr mit meinen

Musikerkollegen nach Babelsberg. Dort wurde die ganze Reisegruppe auf dreißig Wartburgs aufgeteilt, die Kolonne fahren und an vorher festgelegten Orten anhalten sollten, damit gefilmt werden konnte. Ein enormer logistischer Aufwand. Und wenn ein Auto schlappmachte, musste die ganze Mannschaft ausharren, bis es repariert war. Insgesamt waren wir sicher gut hundert Personen, zwei Autos beherbergten allein die Filmutensilien. Zusätzlich zur Filmcrew war noch ein russischer Kameramann namens Pavlow dabei, vermutlich wollte Gitta Nickel auf einen landeskundigen Experten zurückgreifen können. Von Babelsberg bis Jerewan und zurück, in vier Wochen 8000 Kilometer, eine Wahnsinnsstrecke. Durch Polen sollte es in Richtung Ukraine gehen, dann in den Kaukasus, über die Ossetische Heerstraße nach Georgien und weiter bis nach Armenien. Ich weiß noch, dass Kiew uns ganz besonders beeindruckte, in dieser Stadt mit ihren herrlichen Bauten, ihrer Farbenpracht war die Lebensfreude an jeder Ecke spürbar. Wir DDRler waren so empfänglich dafür, hätten nie geglaubt, dass wir auf eine solche Buntheit und Vielfalt stoßen würden. An die wuchtigen Heroendenkmäler erinnere ich mich ebenfalls noch, sie durchzogen die ganze Sowjetrepublik. Besonders in Georgien dann auch die Stalin-Denkmal – sie stehen da bis heute. Egal was er getan hat, dort wird er geliebt. Schon erstaunlich.

Die Versorgung mit Lebensmitteln war nicht ganz einfach. Ich erinnere mich, dass wir uns immer gedulden mussten, bis es was Essbares gab. Überall wurde gedreht. Wir waren Statisten, und gelegentlich spielten wir auf. Ich hatte meine Gitarre zum Vergnügen und Überbrücken im Auto dabei. Ich spielte und sang, wann mir danach war, sozusagen bis der Arzt kam, damit konnte ich die langen Autofahrten verkürzen. Die Besatzungen der anderen Autos baten sogar darum, dass ich zur Unterhaltung auch mal bei ihnen mitfuhr, abwechselnd, aber das wurde nicht genehmigt – keine Ahnung, warum.

Die Ossetische Heerstraße führt über den Großen Kaukasus, sie verbindet Alagir in Russland mit Kutaissi in Georgien. Als wir in Richtung Kaukasus und Heerstraße unterwegs waren, streiften wir eine anliegende Autobahnstrecke, die noch nicht fertig war. In Richtung Georgien eine günstige Verbindung. Uns fiel auf, dass die Autobahn von Frauen gebaut wurde, allesamt in Kopftüchern, dunklen Einheitskitteln wie eine Strafkolonnie und mit schwerem Gerät am Werk.

Unser Auto hielt kurz an, und wir fragten, wo es irgendwo etwas Essbares gibt. Da boten uns diese schwer arbeitenden Frauen »Butterbrot« an. Ein deutsches Lehnwort im Russischen. Sie gaben jedem von uns ein dick bestrichenes Butterbrot. Ihre Herzlichkeit war beeindruckend, und wir fragten uns, warum Frauen die harte Arbeit ausführten.

Wo waren die Männer?

Wir stiegen mit unseren Butterbroten zurück in die Autos, denn wir durften die Kolonne nicht verlieren. Die Reise ging weiter zu den Städten am Schwarzen Meer. Gagra, Sotschi, Sochumi. Palmen, Strände und Seeluft, die Hafenorte ließen einen vergessen, wo man war. Mittlerweile, nachdem ich viele Städte im Süden Europas kenne, weiß ich, dass sich manches ähnelt – aber die Schwarzmeergegend ist trotzdem ganz eigen. Wir badeten und genossen das Meer, bevor die Wartburgs weiter Richtung Kaukasus fuhren. Die Fahrt dorthin war großartig. Die Weite der Natur, kaum ein Mensch, die Bäche klar und rein, schon ihr Anblick war erfrischend. Weitläufige, helle Birkenwälder, Licht und Frieden ausstrahlend. Die Natur kann das. Die Menschen können es ihr nur anschauen. Die schiere Größe des Kaukasus überwältigte uns.

Das Leben war herrlich in diesem Moment.

Weiter ging es zum Elbrus, dem höchsten Berg im Kaukasus, er hat zwei Gipfel. Die Bewohner nennen ihn »Heiliger Berg« und »Ort der Glücklichen«. Wir waren die Glücklichen, die hinauf durften.

Hier sollte die Werbung für unser hochgepriesenes Kleidungsstück gedreht werden!

Also hinein in die Polyesteranzüge und los. Für mich war ein kariertes Anzug für junge Frauen vorgesehen, in den ich mich hineinzwängen musste. Er war mir eine Nummer zu klein. Mein Backfischspeck war noch nicht abgestreift, ich fühlte mich wie eine Wurst darin. Die Oberschenkel spannten, auch sonst war es nicht mein Geschmack.

Aber wenn ich sonst nichts für diese Reise tun musste ...

Am Elbrus gab es eine sehr einfache »Sesselbahn«, die uns in die Nähe des Gipfels bringen sollte. Holzbretter dienten als Sitze, an einem Strick konnte man sich festhalten. Alles recht abenteuerlich. Die Bahn hielt auch nicht etwa an, man musste aufspringen, um nach oben befördert zu werden; oben dann das gleiche Spielchen. Solange man jung und sportlich war und ohne Kameras oder schweres Gepäck unterwegs, ging es einigermaßen. Einer unserer Musiker stürzte, als er mit seinem Instrument aufspringen wollte. Zum Glück ist ihm nichts weiter passiert. Warum die Musiker auch auf den Berg mussten, ist mir bis heute ein Rätsel, spielen konnten sie nicht in der Kälte. Sie sollten wohl als Statisten fungieren.

Ich nahm also Anlauf, schwang mich auf, »Präsent 20« hielt, was es versprach, reißfest war es.

Eine spannende, gefährliche Auffahrt. Wir waren glücklich, oben angekommen zu sein.

Eisige Kälte und Schnee. Der Elbrus ist ein stark vergletscherter Vulkan. Dort oben braucht man eigentlich warme Sportkleidung.

Aber wir waren ja eine junge, abenteuerlustige Truppe und widerstandsfähig.

Frierend und brav lachten wir bei den Aufnahmen zum Werbefilm in die Kamera, gaben Jugendliche auf schneebedecktem Gipfel, zu Gast bei sowjetischen Freunden. Die Aussicht war gewaltig – aber hätten wir nicht auch irgendwo im Warmen »Gäste« spielen können? Mein Anzug wärmte überhaupt nicht, trotzdem transpirierte ich, und

er roch unangenehm, als ich ihn endlich ausziehen durfte. Eine Erfahrung, die nach mir noch so mancher DDR-Bürger machen sollte. Denn das »Präsent 20« erfüllte selbst bei bescheidenen Ansprüchen nicht die Erwartungen an so etwas wie Tragekomfort. Der Stoff klebte am Körper, man roch, nur knitterfrei war die Faser tatsächlich. Später, mit einiger Erfahrung im Gebrauch, wurde das Erzeugnis »der Stoff, aus dem die Albträume sind« genannt.

Nach dem Abenteuer auf dem Elbrus durften wir uns in einem Hotel ausruhen. Manchmal übernachteten wir auch in Zelten. Streng getrennt nach Frauen und Männern, Ordnung musste sein. Aber, wie wir wissen, wo ein Wille ist, ist auch ein Weg ...

Weiter ging es in Richtung Orient, nach Jerewan, der Hauptstadt von Armenien. Wir fuhren durch Steppe zusehends der Wüste entgegen. Eine völlig andere Vegetation als eben noch im Kaukasus. In Jerewan merkten zumindest wir Frauen schnell, dass wir auch in einem anderen Kulturkreis angekommen waren. Hier liefen Frauen nicht ohne Kopfbedeckung herum, und Fremde wurden natürlich besonders bëugt.

Es gab einen russischen Dolmetscher, der ein Auge auf mich geworfen hatte. Ich aber nicht auf ihn. Er war wirklich nicht meine Adresse, ich stand auf Hippies und nicht auf »Spießbürger« mit Hütchen wie ihn. Mittlerweile sind solche Hütchen wieder modern, und ganz junge Männer tragen sie vorzugsweise. Wie sich der Geschmack ändert! Hat man das eine Weile selbst mitgemacht, kann man nur darüber lachen.

Nach ein paar Tagen traten wir die Heimreise an. Es gab keine größeren Aufenthalte mehr außer den Übernachtungen und kurzen Stopps für Spots, die nachgedreht werden mussten. Die langen Autofahrten waren ermüdend, ich versuchte, mir die Zeit so gut es ging mit Singen zu verkürzen.

Diese Reise weckte in mir die Lust auf mehr.

AUF ZU DEN STERNEN

Fürs Erste blieb es für mich bei einer Reise innerhalb des eigenen Landes. Manfred Nytsch, Posaunist bei Herfter, wollte im wahrsten Sinne des Wortes nach den »Sternen« greifen und fragte mich eines Abends, ob ich mitkäme. Die Stern-Combo Meißen hatte in Dresden und im ganzen sächsischen Umland einen guten Ruf. Eine moderne Band, die Musik für meine Generation machte. Unter dem Namen Stern Meißen, den sie von 1980 an trug, kam sie später auch republikweit zu einigem Ansehen. Ich sagte zu und kehrte gemeinsam mit Manfred der Herfter-Combo den Rücken.

Es machte Spaß, mit diesen experimentierfreudigen und ehrgeizigen Männern zu musizieren. Anders als bei Herfter, wo Fred das Sagen hatte, waren hier die Bandmitglieder gleichberechtigt, und ich fühlte mich von Anfang an integriert. Alles dort passierte aus jugendlicher Leichtigkeit und Spielfreude heraus. Wir wagten uns ohne Versagensängste an die schwierigsten Vorgaben heran – was letztlich die beste Voraussetzung dafür ist, sich weiterzuentwickeln.

Als Leadsängerin bekam ich 90 DDR-Mark pro Auftritt, bei Herfter war es mehr als das Doppelte gewesen. Aber damit hatte ich kein Problem, schließlich war hier der Spaß doppelt groß. Außerdem machte ich mir damals keine Gedanken darüber, was die Combo verdiente und ob dieser Betrag angemessen war oder nicht. Als später Gerüchte über das undurchsichtige Finanzgebaren innerhalb der erfolgreichen Formation aufkamen, war ich schon lange nicht mehr dabei. Denn nach gut einem Jahr zeichnete sich ab, dass die Band und ich in unterschiedliche Richtungen strebten.

Ich selbst merkte das nicht sofort. Ich fühlte mich wohl bei den Sternen und wäre vermutlich auch geblieben, hätte mir Manfred nicht einen Schubs gegeben. Manne

kam eines Tages auf mich zu in einem Augenblick, in dem er mich allein erwischte. Er sah mich eindringlich an und sagte: »Panta Rhei will dich haben, da gehst du hin, die sind besser als wir!« Er sagte das sehr bestimmt. Panta Rhei – Herbert Dreilich, Henning Protzmann, Ulrich (Ed) Swillms hatten die Band 1971 gegründet –, das war ein großer Name in diesem überschaubaren Land. Ich war damals noch recht unsicher in meinen Entscheidungen und wusste im ersten Moment nicht, was ich sagen sollte. Da ich mich wohlfühlte bei den Sternen, wäre ich – wie gesagt – wohl geblieben. Aber Manfred hatte geklungen, als sei jede Widerrede zwecklos. Das war seine Art. Am Ende gab den Ausschlag, dass ich ja wirklich den Schritt zur Berufsmusikerin vollziehen wollte. Die Sterne waren dafür noch nicht weit genug. Und so war es Manfred, der mich – zum zweiten Mal – auf den Weg brachte.

LÁSZLÓ

Im Frühherbst 1970 hatte ich László wiedergetroffen, jenen jungen Ungarn, dem ich ein gutes halbes Jahr vorher bei einem Auftritt zum ersten Mal begegnet war.

In dieser Zeit gab es ein Abkommen zwischen der DDR und Ungarn über einen zweijährigen Austausch von Jugendlichen. Da László neben dem Abitur eine Berufsausbildung als Elektriker gemacht hatte und einen Grund suchte, seinem Vater zu entfliehen, nahm er eine Stelle in Dresden an. Das war eine Zeit lang üblich in den sozialistischen Ländern – meine Schwester Sabine zum Beispiel machte neben ihrem Abitur eine Berufsausbildung als Kellnerin, arbeitete aber später nie in dem erlernten Beruf. Dieses Ausbildungsprinzip setzte sich nicht wirklich durch.

Laci (so sein Name unter Freunden) war ein guter Stürmer und trainierte eine Weile bei »Ferencváros« in Budapest, dem erfolgreichsten ungarischen Fußballklub. Sein Traum war es, Berufsfußballer zu werden.

Als wir uns das erste Mal begegnet waren, wohnte er erst kurze Zeit in Dresden. Livekonzerte waren für ihn und seine Clique nicht nur wegen der Musik interessant, sondern vor allem, um deutsche Mädchen kennenzulernen. László fiel auf zwischen all den anderen Jungs. Er sah gut aus, entsprach meinem Geschmack, war groß, schlank und sportlich mit dunkelblondem Hippie-Lockenkopf. Wir waren im gleichen Alter, Jahrgang 1951. Das Flirten lag ihm im Blut. Überhaupt zeigten sich diese ungarischen Jugendlichen als versierte, erfolgsverwöhnte Charmeurs, und es dauerte nie lang, bis sie alle in weiblicher Begleitung waren. Darin unterschieden sie sich von den deutschen Jungs, die schüchterner waren, dröger, weniger bemüht. Die Ungarn gaben sich laut und auffällig – ich fand das erst übertrieben, zumindest ungewohnt, aber sie brauchten das, es entsprach ihrer Mentalität.

Unsere zweite Begegnung fand in einem sächsischen Kulturhaus statt, in dem die Sterne auftraten – es könnte in Meißen gewesen sein. Es war einer jener typischen Tanzabende in einem großen Saal, in dem alle möglichen Veranstaltungen abgehalten wurden, von Kammermusik über Konferenzen bis hin zu besagten Tanzabenden für junge Leute. Discos im eigentlichen Sinn gab es damals noch nicht.

Musikalisch verlief der Abend wie immer. Wir spielten eine Mischung aus Rock- und Soul-Coverversionen, jeweils drei Songs, dann kam eine kleine Pause. Ich sang Stücke wie »Natural Woman« oder »I Never Loved a Man« von Aretha Franklin und konnte von der Bühne aus das Treiben im Saal beobachten. Als ich László entdeckte, befiel mich eine gewisse Unruhe. Aber ich spielte natürlich die Coole ...

In Wirklichkeit wollte ich mich ins pralle Leben stürzen wie all die anderen Jugendlichen auch. Wenn man als Frau auf einer Bühne steht, gibt es ein paar Barrieren, um während eines Auftritts mal »einfach so« jemanden kennenzulernen. Wirklich zu erkennen, ob man als Frau, als Sängerin oder als Promi gefragt ist, macht es schon mal

nicht leicht. Das betrifft beide Geschlechter – aber Männer, denen eine Frontfrau gefällt, müssen außerdem noch ein starkes Selbstwertgefühl mitbringen, denn natürlich vermuten sie, die Begehrenswerte da oben sei selbst richtig »stark« (was allerdings oft täuscht) und man müsse sich erst mal an sie herantrauen. Und dann sind solche Sängerrinnen oder Schauspielerinnen auf der Bühne auch noch von Männern umgeben ...

László hatte nicht nur den Mut, sondern ergriff zudem gleich die perfekte Gelegenheit, mit mir in Kontakt zu treten. Er hatte mitbekommen, dass ich nach dem Konzert zurück nach Dresden musste. Meistens fuhr ich bei Bandkollegen mit, hin und wieder auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

László sprach mich an, wir unterhielten uns ein wenig, und am Ende bot er mir an, mich nach Hause zu fahren. Hatte er sich ein Auto geliehen? Ich nahm sein Angebot freudig an.

Die ganze Fahrt saß ich hinter ihm auf der Rückbank, denn es gab noch zwei weitere Mitreisende aus seiner Clique, dabei blickte er mich immer wieder im Rückspiegel an.

Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte, wohin schauen? Sein Flirten machte mich nervös, aber unangenehm war es mir nicht.

Ich sagte Ja zu einer Verabredung.

Wir lernten uns kennen und lieben.

László war und ist bis heute ein Weltenbummler, der sich in jedem Land der Erde zu Hause fühlt. Für mich war das eine neue Erfahrung, außer meiner »Präsent 20«-Tour war ich bisher kaum herumgekommen. Das sollte sich während unserer gemeinsamen Jahre ändern. Für László, der sich als Ungar freier bewegen konnte, waren Reisen – beruflich wie privat – sehr viel selbstverständlicher als für mich. Im Sommer 1971 gingen wir zum ersten Mal gemeinsam auf

Fahrt: nach Gyöngyös, Lászlós Heimatort, 60 Kilometer entfernt von Budapest. Seine Mutter, Rem Ibolya, war nicht gerade erfreut über die deutsche Freundin ihres Sohnes. Ich spürte ihre Ablehnung, die sich dann aber legte. Die Sprachbarriere machte es mir nicht leichter. Der Vater verhielt sich mir gegenüber zurückhaltend, aber freundlich. Es dauerte eine Weile, bis wir uns richtig kennen- und schätzen lernten. Mit Lászlós Mutter bin ich heute noch in Kontakt – und nicht nur, weil sie die Oma meines Sohnes ist. Das war im Sommer 1971 noch nicht zu ahnen.

Nach dem Antrittsbesuch in Gyöngyös fuhren wir drei Wochen quer durchs ganze Land. László verband dabei das Private mit dem Geschäftlichen. Seine Mutter war Strickerin und kannte sämtliche Strickwarenhersteller in Ungarn. Die Qualität der Ware war hoch, die Maschinen, mit denen manche Firmen arbeiteten, waren es nicht. László hatte ein interessantes Geschäftsfeld aufgetan: In der DDR hatte er gebrauchte Maschinen erworben, die er nun in Ungarn weiterverkaufen wollte. Der nicht ganz legale Handel brachte allen Seiten Vorteile: Die DDR-Werke wurden ihre ausrangierten Maschinen unter der Hand los, die ungarischen Käufer umgingen Bürokratie und Zoll. Und László als »Vermittler« bekam natürlich eine gute Provision. Kritische Nachfragen an der Grenze unterband er mit dem Hinweis, die Maschine im Kofferraum sei ein Geschenk für seine Mutter – und die war schließlich nachweislich Strickerin von Beruf. Allzu oft konnte er diese Erklärung natürlich nicht anbringen, das Geschäftsmodell funktionierte dann auch nicht lange. Aber unsere erste gemeinsame Reise wurde durch Lászlós Provision für das Ungetüm im Kofferraum mehr als finanziert.

Mit László und bei seinen Eltern wurde ich zum ersten Mal total verwöhnt. Das war mir bis dahin fremd. Es gab keinen Mangel. Ich wurde von der Mutter sofort mit Geschenken bedacht, dem »wunderbaren« schwarzen Lederrock beispielsweise, den ich dann auf dem Cover von »Panta Rhei« trug. Er war modern, und ob er vorteilhaft

aussah, überlasse ich dem Betrachter. Es war der dritte Rock zu den beiden anderen. Einige Strickpullover gab's obendrauf.

Ich freute mich über alles.

Wir fuhren in Lászlós Schiguli, einem damals im ganzen Osten sehr angesagten russischen Wagen, alle Sehenswürdigkeiten des Landes ab. Wir besichtigten Eger (Erlau) und die berühmte Burg. Dort und im nahe gelegenen Mezőkeresztes hatten 1596 die entscheidenden Schlachten Österreich-Ungarns gegen die Osmanen stattgefunden. Ich besuchte wunderbare Weinkeller, in denen fröhlich getafelt wurde, und kostete mich durch die verschiedenen Sorten. Dazu gab es Kolbasz, die typische ungarische Wurst, und scharfen grünen Paprika. Auf den Märkten wurde frisches Obst und Gemüse zuhauf angeboten, kein Vergleich zum bescheidenen Angebot in der DDR. Dort beschränkte sich alles – und auch das nur gelegentlich – auf den »Gelben Köstlichen«, wie die Apfelsorte »Golden Delicious« genannt wurde, oder Möhren und Kohl. Die Menschen in der DDR stellten sich einfach in lange Schlangen in der Hoffnung, am Schluss etwas zu bekommen, das es sonst nicht gab – egal was. Das begegnete mir in Ungarn nicht.

Beim Bummeln über einen der farbenfrohen ungarischen Märkte musste ich an meine Kindheit denken: Mein Vater liebte Weintrauben über alles, aber die bekam man höchstens einmal im Jahr, und dann nur ein Kilo pro Familie. Die Trauben wurden zugeteilt, egal ob man sich mehr hätte leisten können. Zu Hause wurden die Trauben auf den großen Tisch in unserer Küche gelegt und anschließend sorgfältig abgezählt. Jeder von uns bekam gleich viele. Es war wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Ich vergesse nicht, wie mein Vater seine zehn Weintrauben genoss und sich mehr wünschte.

Hier musste man nichts abzählen, hier lagen die Rispen dicht an dicht, daneben standen ganze Steigen mit duftenden Pfirsichen. Den intensiven Geruch dieser Märkte

habe ich heute noch in der Nase. Es war einfach herrlich. Dazu die Gastfreundschaft, die Herzlichkeit der Menschen. Überall wurden wir freundlich aufgenommen, von Bauern zu einem Glas Wein und einem deftigen Essen eingeladen. Nachher konnte es dann passieren, dass uns der Schlag traf, wenn wir aus der kühlen Feuchte in die warme Nacht liefen. Draußen spürte man erst den wahren und gefährlichen Gehalt des Weines. Wir schwankten und führten uns dann entweder nach Hause oder schiefen im Auto, je nachdem, wo wir waren.

Das war meine Sturm-und-Drang-Zeit, meine Jugend.

Es war eine wunderbare Reise, leicht und unbeschwert.

Ich verliebte mich. Wenn ich es richtig in Erinnerung habe, auch László. Aber ich kann nur für mich sprechen.

PANTA RHEI ODER DIE STIMMBILDUNG

Mit meinem Einstieg bei Panta Rhei war mein Bühnenleben genauso wichtig geworden, genauso anstrengend und fordernd wie mein Studium. Jedes Wochenende traten wir auf. Freitags gab es eine Abendvorstellung, samstags zwei und sonntags mitunter drei Konzerte. Mir hätte weniger auch genügt. Aber wenn man Erfolg hat, gelten eigene Gesetze, in der DDR wie überall sonst, darin unterschied sich unser Land von keinem anderen der Welt. Ich war inzwischen im dritten Studienjahr und musste versuchen, alles irgendwie unter einen Hut zu kriegen. Eine echte Herausforderung, aber ich war stolz darauf, ein Teil dieser ehrgeizigen Band zu sein. Panta Rhei bestand aus einer klassischen Rhythmusgruppe plus Bläsersatz: Piano, Gitarre, Bass und Schlagzeug, im Bläsersatz waren sogar vier Instrumente vertreten: Trompete, Posaune und zwei Saxofone, Alt und Tenor. Wenn etwas Neues zu proben war, wurden mir, wie jedem anderen Bandmitglied auch, einfach die Noten in die Hand gedrückt. Das hieß vom

Blatt singen. Für einen Sänger, der die Melodie nicht mithilfe eines Instruments nachspielen kann, ist das nicht leicht – die Stimme ist sein Instrument, er hat kein anderes. Für Musiker ist es auch nicht leicht, vom Blatt zu spielen, aber der Klang eines Tons ist in gewisser Weise durch das Instrument vorgegeben. Wenn ich eine Note sehe, weiß ich, wie der Ton theoretisch zu klingen hat; gleichzeitig muss ich aber die Aussage des Textes im Kopf haben und mir überlegen, wie ich darauf mit meiner Stimme eingehen kann. Das muss alles zusammenpassen. Wenn ich etwas Vorlauf hatte, was nicht allzu oft vorkam, spielte ich mir die neuen Melodien zu Hause am Klavier vor, aber meist blieb nur ein Tag bis zum nächsten Auftritt. Auf der Bühne musste ich gleich zeigen, was ich dazugelernt hatte. Auch eine Möglichkeit, sich beständig weiterzuentwickeln ... Aus heutiger Sicht würde ich sagen: nicht unbedingt die beste. Versuche sind nicht für die Augen und Ohren der Öffentlichkeit bestimmt. Sobald man eine Bühne betritt, sollte man die Songs im Griff haben. Aber was soll's, wir experimentierten, und die Fans nahmen uns das nicht übel.

Drei Auftritte an einem Tag war der pure Wahnsinn. Dreimal hintereinander neunzig Minuten auf Hochtouren, das kann nicht funktionieren. Einen der Auftritte konnten wir nur mit halber Kraft absolvieren, anders ging es gar nicht. Dazu kam das ganze Hin und Her zwischen den verschiedenen Spielarten, die Entfernungen, die an einem Tag überwunden werden mussten, das ständige Auf- und Abbauen von Instrumenten und Technik. In eigenen Erfolgszeiten später hatte man einen Backliner und den Tontechniker, die das erledigten. Bei Panta Rhei machten wir alles selbst. Ich durfte die Kabel zusammenrollen und die Mikrofone einpacken.

»Panta Rhei, Alles fließt« – dieser Ausspruch des griechischen Philosophen Heraklit war nicht nur der Name der Band, sondern auch ihr Motto. Panta Rhei mischte